



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Chateaubriand und seine Zeit.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tritt, in einen Mantel oder Ueberwurf gehüllt, herein, er läßt im rechten Augenblick leise den Vorstand um's Wort bitten. Er erhält es, er steigt auf die Tribüne, der Mantel fällt kräftig von seinen Schultern. Dies ist einer der dankbarsten ministeriellen Momente, welche es gibt, aber er verlangt tiefes Studium. Der Minister hat die Heldenarbeit, die feindliche Verbindung zu überzeugen, daß sie sich freiwillig zum Wohl des Vaterlandes auflösen müsse, er selbst sei gekommen, sie darum zu bitten u. s. w. Möglich, daß ihn Einer erschießt und ihm dadurch auf brutale Weise den dramatischen Effect verdirbt, doch wenn es Deutsche sind, mit denen er verhandelt, so ist das kaum möglich, wahrscheinlich aber, daß seine Rede, seine ehrenhafte Kühnheit, die Ueberraschung des Momentes sie so weit bringen, daß sie sich seinem Willen fügen. Diese Action hat übrigens für den Minister außerdem, daß sie ihm Gelegenheit gibt, eine imponirende Ueberraschungsscene zu spielen, noch ein Interesse; er kann in ihr merken, ob er von dem Stoff ist, aus dem sich die Zeit ihre großen Männer meißelt.

Wer aber das Zeug hat, einen Staatsmann aus sich zu machen, der versuche diese Recepte, und er wird sie untrüglich finden, sie garantiren ihm Dauer und Kraft. Außerdem kommt es freilich noch auf eine Kleinigkeit an, ob der Herr nur ein intriguanter Schuft oder von echtem Metall ist; auch im ersteren Fall wird er die Herrschaft erringen, aber es kann ihm vielleicht begegnen, daß er noch vor seinem Tode das Unglück hat, durch Volksjustiz gehängt zu werden.

Im zweiten Fall wird man ihm Statuen setzen und sein Andenken segnen.

Motte.

### Chateaubriand und seine Zeit.

Chateaubriand's Tod ist in der Unruhe unserer Tage ziemlich unbeachtet vorübergegangen, man hat die Notabilitäten aufgezählt, die sich seinem Leichenzuge angeschlossen, und ihn dann mit ein Paar Worten flüchtigen Bedauerns oder mit den currenten Höflichkeitsformeln entlassen. Wir sind in Deutschland soweit gekommen, uns öffentlicher Charaktere zu rühmen; bei del Vecchio und was sonst auf Fashion Anspruch macht, hängen die Portraits aus der Paulskirche und der Singacademie, und über der Neugier, was wird Robert Blum morgen für neue reactionäre Verräthereien entdeckt haben, haben wir keine Zeit, uns nach gestern und vorgestern umzusehen, und die halb schon verblichenen Skizzen unserer Erinnerung zu einem Gemälde auszuführen. Wir begraben unsere Todten und fertigen sie mit einem einfachen Kreuze ab, denn die Pflichten des Augenblicks ab-

forbiren nicht nur unsere Thätigkeit, sondern auch unsere Gedanken. Es fällt mir am wenigsten ein, gegen eine Lage der Dinge Protest einzulegen, die für ein tüchtiges Volk die normale ist; aber die Bestimmung der Grenzboten, in Bildern zu fixiren, was in der eigentlichen Tagesliteratur in der formlosen Flüssigkeit der Bewegung vorübergeht, gibt mir das Recht, einem bedeutenden Mann ein Paar Augenblicke mehr zu schenken, als gerade seine unmittelbare Beziehung zu der Tagesfrage erheischen möchte.

Was Chateaubriand in der eigentlich politischen Sphäre geleistet, wird in der Geschichte kein besonderes Gewicht haben; auch zweifle ich, ob die künftige Kritik in einem neuen Kanon classischer Schriftsteller von seinen Werken Notiz nehmen wird. Für den aufmerksamen Geschichtsforscher dagegen haben diese Uebergangsformen des Geistes, diese Erscheinungen einer werdenden Zeit, wie wir in Chateaubriand eine der glänzendsten finden, vielleicht einen größern Reiz, als die vollendeten Blüthen einer fertigen Zeit.

Chateaubriand ist der Vater der neufranzösischen Literatur — ich möchte sagen, der neufranzösischen Sprache. Er ist der eigentliche Typus der romantischen Reaction gegen den Geist der Aufklärung, — der keineswegs, wie oberflächliche Kritiker finden, mit der Restauration beginnt, sondern mit der Revolution — der Typus wenigstens für Frankreich. Die Franzosen lassen sich noch immer von dem Glanz seiner Sprache entzücken, für uns sind seine halbpöetischen Schriften zu wenig individuell, seine historisch-politischen zu wenig dialektisch, wir würden es kaum durchsetzen, viel von ihm hintereinander zu lesen. Ich glaube nicht, daß es viele unter uns geben wird, die den ganzen Genie du Christianisme zu Ende gebracht haben; indeß Chateaubriand gehört zu den Namen, bei deren Klang man sich beruhigt, wie Klopstock, Herder u. s. w. Wenn wir für ihn Interesse fassen sollen, so müssen wir ihn in seinem geistigen Zusammenhang, in seiner geschichtlichen Berechtigung uns vorstellig machen. Hier finden wir, daß sein literarischer Charakter sich in seinem Leben wiederfindet, und das eine muß dem andern zu seinem Rechte verhelfen.

Ein buntes, abenteuerlich-phantastisches Leben! Was für Revolutionen sind in diesen 80 Jahren an ihm vorübergegangen! Er hat sie redlich durchgemacht. Als 17jähriger Jüngling Soldat unter dem ancien régime, in der Revolution Flüchtling und Wanderer in den Urwäldern des Mississippi; nach einer kurzen Kriegsepisode am Rhein Refugie in England, in der Napoleonischen Zeit politisch-romantischer Schriftsteller, abwechselnd in Rom, und Pilger in den klassischen Gegenden der Vorzeit, Aegypten, Palästina, Griechenland, wo er heiliges Wasser aus dem Jordan mitbrachte, Schilf aus dem Nil, Kiesel aus Sparta — unter der Restauration Minister, Diplomat, Pair, und was sonst die Geschäfte mit sich brachten, wechselnd mit der Woge der politischen Ebbe und Fluth; nach der Julirevolution in ehrenvollem und gefeiertem Privatstande, das Ideal aller eleganten Feuilletonisten und

aller guten Cavaliere aus der alten Schule. Sein Leben ist ein glückliches zu nennen, denn er hat dem Wechsel seinen Stimmungen überall Realität zu schaffen gewußt, und sein Ruf ist dabei unbefleckt geblieben.

Seine eigentlich productive Zeit war die Restauration des alten Frankreich, wie sie, schon seit den Thermidoriern beginnend, unter Napoleon sich vollendete. Eine geistige Restauration, die Deutschland und England gleichzeitig durchmachten. In England war die Reaction am gelindesten, weil in der britischen Aristokratie und selbst in der Eigenthümlichkeit ihrer Kirchenverfassung der Geist der Legitimität einen unschädlichen Ableiter gefunden hatte, und weil die politische, sociale und selbst literarische Entwicklung Englands durchschnittlich gesunder gewesen war, als die des Continents. Ihre Aufklärung hatte nie den phantastischen Anstrich gehabt, den sie in Deutschland und Frankreich annahm, weil ihr Grundprincip, der Materialismus, bei dieser idealistischen Nation nur künstlich das hohe Ansehen gewinnen konnte. Gesah es doch sehr bald, daß die Encyclopädisten sich in geheime Orden vertieften, mit Symbolen spielen und endlich Hand in Hand gingen mit den Magiern und Nekromanten jener Tage, eine Vermischung, die das bekannte Petrefact jener Stimmung, die Maurerei, getreulich aufbewahrt hat.

Die Aufklärung wollte alles zum Geschäft machen, sie wollte keine Kraft nutzlos vergeuden, und hielt nicht viel von der brotlosen Kunst, nicht viel von der Stimmung des Gemüths, die man nicht praktisch verwerthen konnte. Der Engländer ist ein geborner Geschäftsmann, und außerdem ließ er in seinen sittlichen Ansichten jener Naturkraft des Gemüths freie Entfaltung, die in Deutschland und Frankreich bei den herzlosen Abstractionen der Voltairischen Schule gebunden blieb. Als nun die Revolution kam, um die Ansprüche der bis dahin unbefriedigten Aufklärung ins Werk zu setzen, da kam der höchst ungemüthliche Charakter dieser Ansprüche zum Vorschein, und das Gemüth empörte sich aus allen Kräften dagegen.

Burke begann den Kampf; er schilderte in seiner glänzenden Rhetorik die Vorzüge der mittelalterlichen Staatsform vor der ungemüthlichen Gleichheitswirtschaft der modernen Levellers, die später W. Scott in seinen epischen Bildern, Uhländ lyrisch zur Anschauung brachte. Gleichzeitig trat in Deutschland Friedrich Schleiermacher vom Standpunkte eines gebildeten Gemüths für die Religion in die Schranken, die man bisher der Brutalität steifleinener Orthodoxen überlassen hatte. Mit ihm verbunden, verfocht die Schlegel'sche Schule gegen das Nützlichkeitsprinzip der Aufklärung die „Freiheit“ der Kunst und der genialen Natur, d. h. das Recht der absoluten Caprice. In diese Reihe gehört Chateaubriand.

Nur daß bei dem Franzosen auch das Dämmerhafte und Träumerische der Sehnsucht eine mehr conventionelle Form annimmt; mit dem Styl ist auch die Denkweise gebunden, auch die Originalität hat eine ausgeschriebene Hand. Vor

solch wüstem Zeug, wie wir es bei unsern verwilderten Romantikern erlebt haben, bewahrte die Franzosen das Dictionaire de l'Academie Française.

Die französische Romantik steht zwischen der englischen und deutschen in der Mitte. Bei der deutschen war das Mittelalter, der Katholicismus, die Hexerei u. dgl. Nebensache, die Hauptsache war das glückliche Gefühl des losgesprochenen Schuljungen, nicht mehr unter der Ruthe zu stehen und ungezogen sein zu dürfen ohne Strafe. Wenn die deutschen Romantiker von dem Somnambulismus, von Heiligen und Gespenstern faseln, so merkt man es ihnen an, daß es ihnen schwer fällt, denn von Natur ist der Deutsche gewissenhaft; es sieht aus wie die erste Cigarre, die der flotte Bursche rauchen muß, um seine Unabhängigkeit zu zeigen, so erbärmlich ihm auch dabei zu Ruthe wird. Bei den Engländern wieder überwiegt das rein stoffliche Interesse; wenn sie die Vortrefflichkeit der Feudalzeiten schildern wollen, so machen sie ihre Studien dazu, bis auf Kleider und Sporen, sie lesen wirklich die alten Chroniken und haben die Bilder jener Zeit in der noch lebendigen Aristokratie vor Augen. Außerdem verlieren sie nie den gesunden Menschenverstand; man vergleiche die Gemüthsrichtung eines Byron, oder die Capricen eines Waterford mit den wahnstünnigen Schwangerschaftsgelüsten unserer specifisch romantischen Schriftsteller, so erscheint der englische Lord mit all seinem Spleen als ein Mustere Exemplar von Verstand und Gesittung. Wenn der toryistische W. Scott seinen unpopulären Charakteren — einen Claverhouse u. s. w. auch noch so viel Interesse abzugewinnen versteht, so geht es doch ohne aufgeklärtes Kopfschütteln nicht ab; geräth aber der Deutsche in's Feuer, so sieht und hört er nicht mehr; Philipp II. wird ein Engel und sämtliche Jesuiten eine Galerie verkannter Heiligen.

Chateaubriand steht in der Mitte. Es ist nicht der gesunde Menschenverstand, nicht die Gründlichkeit, was ihn von den Extremen der deutschen Romantik fern hält, es ist theils der conventionelle Anstand, theils die Abwesenheit von allen dialektischen Spitzfindigkeiten. Die französische Aufklärung hatte die todte Form der Scholastik durch die Eleganz ihres Witzes vollständig aufgehoben; die deutsche Aufklärung hatte sie mit dem neuen Inhalt wieder eingeschmuggelt. Der Deutsche konnte keinen Spass mehr machen, ohne zu speculiren.

Dazu kam der concrete Inhalt des französischen Selbstgefühls. Wenn der Franzose auch sein Vaterland floh, der Gedanke von dem Ruhm seiner großen Nation verließ ihn nicht. Bis zum Ausbruch der Revolution sah sich Frankreich im Licht der allein fertigen Bildung den „Barbaren“ gegenüber, deren beste Talente ihr großer König in Sold nahm, um auch hier in der Ferne der französischen Gloire Wehrbruch zu streuen; seit der Erstürmung der Bastille war nun Paris auch das Foyer der Freiheit und die Repräsentanten der „Menschheit“ kamen im Hotel de Ville zusammen, ihren Rettern die Huldigungen des dankbaren Europa darzubringen. Mit diesen Ideen der Freiheit kokettirte man weiter, auch als ein kühner Soldat sich des Regiments bemächtigt hatte, als aus der Allianz

mit allen Völkern, die sich frei machen wollten, ein System der Eroberung geworden war. Schon damals galt als reactionär, wer sich nicht in die brüderlich ausgespannten Arme des allein seligmachenden Frankreich warf, und wenn die Soldaten des Kaisers in die neumodischen Republiken einfielen, sangen sie noch immer den alten Refrain:

Liberté! liberté chérie,  
 Combats avec tes défenseurs!  
 Sous tes drapeaux que la victoire  
 Accoure à tes mâles accens,  
 Que tes ennemis expirants  
 Voient ton triomphe et notre gloire.

Die Franzosen müssen ihre Ideen an ein Symbol, eine bestimmte Erscheinung knüpfen; als sie die Tricolore erfunden, da erst war die Einigung der Freiheitskämpfer hergestellt, die Tricolore fand ihren rechten Platz erst zu Häupten des französischen Adlers, der Adler seine Schwungkraft in der Hand des Helden von Corsika.

Welche Zeit des Ruhms und der Wunder! Abgesehen von jenen romantischen Reminiscenzen der Freiheit, mit denen sich der Eroberer noch immer trug, ohne den Widerspruch zu fühlen, weil der Franzose von Freiheit überhaupt nie einen rechten Begriff gehabt, ergoß sich der Glanz des Orients und des Occidents über die Häupter der Helden von Frankreich. Mit den alten Feinden, den Engländern, war der Kampf begonnen, aber er wurde bis an den Nil, bis an die syrischen Küsten hineingeführt, unter den Pyramiden siegte die französische Armee — und wie wußte hier der Führer durch passend angewandte Rhetorik dem abenteuerlichen Sinn seines Volkes zu schmeicheln —; der Blick des Feldherrn richtete sich bis nach Indien, um dort die Macht Britanniens an der Wurzel zu untergraben. Italien, bald auch Spanien, den größten Theil von Deutschland umfaßte das neue Cäsarenreich.

Eine Fabelwelt im orientalischen Geschmack! Die Kirche selbst, diese kalte, harte, egoistische Macht, wurde schwindlich; sie sah in Napoleon den Erwählten des Herrn, den Wiederhersteller ihres Reichs. An der Wiege des Königs von Rom sammelten sich die Großen von Europa, und Frankreichs Poeten sahen über ihm den hellleuchtenden Stern der Zukunft.

Bei diesem Schwindel, der in den Ereignissen selbst lag, darf man sich über den träumerisch phantastischen Anstrich, den die französische Literatur annahm, nicht wundern. Chateaubriand und Beranger, wer könnte zwei literarische Notabilitäten finden, die in — ich kann wohl sagen — jeder Richtung einen entschiedenern Gegensatz ausdrückten! Und doch, wenn sie sich gegenseitig Complimente machen, ist es nicht nur die formelle Anerkennung, die Anerkennung des Styls; es ist eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen, es sind beide Träumer, die von der Sehnsucht nach einem eingebildeten, ziemlich unbestimmten Zustand zehren, nur daß der

eine sein goldenes Zeitalter in die höfische Tracht arkadischer Schäfer, oder was dasselbe sagen will, zierlich ausgestaffirter Wilden-Masken kleidet, während der andere mehr die concreten Gegenstände des bürgerlichen Entzückens: den Kaiser und seine Schlachten, die Pariser Grifette und den guten Wein von Burgund in Aufsicht behält. Der zweite Unterschied ist, daß der König der Chansonniers das Bewußtsein hatte, seine politische Lyrik wäre eine unschuldige Fäselei; er hat seine Stellung unter den Volksbeglückern sehr ernsthaft ausgeschlagen, während der ritterliche Champion mittelalterlicher Zustände Träumer genug war, seine Träumereien in das wirkliche Leben zu übertragen und daß er mit dem Hochgefühl eines verkannten und unbegriffenen Märtyrers von dannen ging.

Wenn wir Chateaubriand an eine Erscheinung der frühern französischen Literatur anknüpfen wollen, so ist es unstreitig Rousseau. Zu diesem verhält er sich ungefähr wie die Schlegelsche Schule zu den Poeten der Sturm- und Drangperiode. Rousseau war die naive Sentimentalität, Chateaubriand die reflectirte.

Die Welt ist vollkommen überall,  
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual.

Das war bei feingestimmten Seelen der Popszeit eine so triviale Idee, daß der Chor in der Braut von Messina es so obenhin äußerte, ohne viel Gewicht darauf zu legen. Neben der Opposition des Verstandes gegen den lügenhaften Zustand der Gesellschaft, die nicht einmal den Bäumen und Haaren eine freie Entwicklung verstattete, geschweige denn dem Drang des Genius, ging die Empörung des Herzens. Das Herz konnte sich in die Welt nicht finden, da es sich aber — unsicher, wie es in sich selber war — an etwas Positives halten mußte, so träumte es sich sein eigenes Ideal zusammen und nannte dieses Ideal Natur. Es ist rührend, mit welcher innigen Bewunderung Rousseau in seinen Träumen dies überall vergebens gesuchte gelobte Land in der unmittelbarsten Nähe entdeckt. Er zergliedert in den Confessions sein eigenes Leben, das sich im Streben nach der Tugend, nach dem Guten verzehrte — und siehe da, wenn er seine eignen, rohen Stimmungen, die von dem Gesetz der Welt geächteten Regungen seiner Seele analysirt, so hat er in ihnen das Gute selbst — denn die Natur ist immer gut, sie ist von Gott, die Cultur dagegen schlecht, denn sie gehört den Menschen an. Darum zur Natur zurück! Die Erziehung von euch geworfen! die Kinder müssen nach der Analogie unschuldig hüpfender Ziegen aufwachsen! — so die Lehre des Emile. Den künstlichen Organismus der Staaten zertrümmert und zurück zur sogenannten Barbarei — dem einfachen Gemeinwesen, das sich um die große Welt nicht schiert. So der Contrat social. Nur daß es in dieser erträumten Natur doch unheimlich ausfah. Rousseau mochte „natürlich“ fühlen, soviel er wollte, die Krankheit gesellschaftlicher Rücksichten steckte einmal in seinem Blut; er konnte damit das Gespenst der Wirklichkeit nicht los werden, und war daher nicht nur mit der „Welt,“ sondern mit sich selber in beständigem Conflict, bis zum Selbstmord hin.

Post equitem sedet atra cura,

d. h. auch in den Ziegenstall dringt der Besitzhauch der Gesellschaft. Auch dem nach der Regel der Natur erzogenen Emil bleibt nichts anders übrig, als den Robinson zu studiren, sich in seine Zustände zu versetzen, d. h. weiter zu träumen, im Ziegenstall wie im Salon, wo er es aber bequemer gehabt hätte. Die „neue Heloise“ verfällt eben so, trotz aller Natur, der Kritik der Gesellschaft, die nicht außer ihr steht, sondern die sie in ihrem eigenen Gewissen trägt. Endlich der auf den Trümmern der bisherigen politischen Lüge neu zu errichtende Urstaat trägt in sich selbst den Keim der Verderbniß: so klein er auch sei, der Eine ist doch klüger, sinnlicher, stärker als der Andere und keine chinesische Mauer würde das Miasma der Cultur, das aus der nicht urstaatlich eingerichteten übrigen Welt zu ihm hinüberweht, von ihm abhalten.

Die naive Sentimentalität kann trotz aller Anspannung der Phantasie eine innere Befriedigung nicht erreichen, weil sie zu wahr ist, um nicht ihre Unwahrheit zu fühlen, wenigstens zu ahnen. Die reflectirte Sentimentalität macht sich bequemer. Sie verlegt den Schauplatz ihrer Träume halb an die Quellen des Susquehannah, halb an die heiligen Stätten, wo der Erlöser gewandelt — dort die unreife, aber reine Natur, hier Gott in höchsteyner Person; ein Zusammenstoß beider, und die vollkommene Welt sprüht wie ein electrischer Funke hervor. Um in dieses Reich der Zufriedenheit einzugehen, muß man den Muth haben, sich bewusste Illusion zu machen. Diesen Muth hatte die Romantik, wie sie im Génie du Christianisme sich ausdrückt.

Die Sehnsucht nach dem „Ursprünglichen,“ in dem es keinen Contrast gibt, ist die Flucht der Unkraft aus der Bewegung des Lebens, die sie nicht begreift und deren sie nicht Herr werden kann. Werther ist das classische Product dieser Empfindsamkeit; er weiß den Contrast nicht anders zu lösen, als durch das brutale Mittel einer Pistolenkugel.

Das arme Herz, hienieden  
Von manchem Sturm bewegt,  
Erlangt den wahren Frieden  
Erst wo es nicht mehr schlägt.

Armes Herz! es war dann auch wohl der Mühe werth zu schlagen! — Dieses fieberhafte Haschen nach der Natur geht übrigens durch das ganze 18. Jahrhundert. Swift und de Foe sind die Väter dieser Romantik; Gulliver findet bei Riesen und Zwergen das klägliche Abbild der eigenen verkehrten Zustände, bis er endlich entdeckt, daß die Menschen zum Affengeschlecht gehören und daß die echte Tugend sich nur bei den Pferden vorfindet. Andere Naturschwinder haben eine weniger pferdemäßige Phantasie; sie suchten entweder das Paradies im Monde, wohin die Seele nach mancher Wanderung kommen sollte oder im Schmuß eines Pottentottenkraals wie der ehrliche le Baillant, oder bei dem tät-

towirten Wilden der Südsee, wie Lord Anson, Capitän Wilson und andere — wir kennen sie ja von unsern Kinderjahren her durch Joachim Heinrich Campe. Der feingebildete Mann kann aber den Geruch ungegerbter Pelze nicht vertragen; Herr v. Chateaubriand hat daher seine Wilden aus Marzipan gebacken und die Reminiscenzen seiner Wanderung in Nordamerika, wohin er aus dem Boden der Revolution flüchtete, hestten sich höchstens an die Federn und Corallen, mit denen Atala und ihr Liebster ihr Haar schmücken, oder an die Vegetation, die als Coulissen dient. Es gibt vornehme Familien unter uns, die aus dem Boden der neuen Revolution wieder in die neue Welt flüchten möchten, obgleich dort Republik ist; sie erwarten die Wilden ebenfalls von Marzipan zu finden, oder wenigstens im Costüm der Taglioni, der Elsler u. s. w., mit der angemessenen Decoration von Gropius.

Züge nach der neuen Welt gehörten schon vor Chateaubriand bei dem jungen französischen Adel zum guten Ton; aber damals waren es Kreuzzüge für die gute Sache der Freiheit und gegen die Erbfeinde jenseit des Canals. — Der junge Lafayette zog als flotter Abenteurer über die See, aber er kam in ein thätig bewegtes Leben und an Washingtons Seite und brachte die „Menschenrechte“ und die Republik nach seinem Vaterlande zurück; Chateaubriand floh das bewegte Leben seines Vaterlandes, er pilgerte umher in den Wäldern und die Frucht seiner Reise war der sentimentale Cooper'sche Roman.

Doch noch Eins! der Sinn für das Leben in der scheinbar seelenlosen Natur. Wenn er auch nur als Dilettant seine Aufmerksamkeit auf die Physiognomie der Pflanzen wendet, — eine Aufmerksamkeit, welche die in einseitigem Humanismus befangene Aufklärung der Natur, die sie nur als Object des Nutzens betrachtet, nicht schenken konnte, — so war er doch ein Vorläufer Humbold's. Die Engländer in ihrer Naturpoesie hatten einiges geleistet, aber doch nur mit wesentlicher Rücksicht auf das menschliche Leben; so Thompson und seine deutschen Jünger; auch Buffon, trotz mancher sinnigen Einfälle, mißbrauchte das Naturleben zu häufig, zu bloßer Allegorie. Näher verwandt mit Chateaubriand ist Bernardin de St. Pierre, dessen feingebauter geistiger Organismus nur einen geringen Umfang hatte. Die Natur wird erst dann ein würdiges Object, wenn man aus dem sentimentalischen Verschwimmen ins Allgemeine zur plastischen Gestaltung und zur wissenschaftlichen Bestimmtheit übergeht — eine Tendenz, welcher der herrschende Geist der damaligen Zeit geradezu widerstrebte. Die damalige Naturphilosophie, die mehr oder minder auch auf die eigentliche Wissenschaft influirte, setzte die Natur zu einem Gespinnst logischer Phantasten herab, wie weiland Jacob Böhme — so Schelling und seine Freunde in Deutschland, dem trotz aller poetisirenden Redensarten aller künstlerische Sinn abging. Die Franzosen, weniger in dem Netz der Dialektik befangen, wollten wenigstens das Reich der Wunder und der Offenbarung hineinphantasiren — so Bonnet und St. Martin, in der

beabsichtigten Restauration des Christenthums, oder wenn man will, der Verkündigung des neuen Evangeliums, die Glaubensgenossen Chateaubriand's.

Die Natur wurde von der damaligen Sentimentalität heimgesucht, weil sie in ihrer Ursprünglichkeit über der Nothwendigkeit des Wechsels steht, welche die geistigen Bestrebungen beherrscht; weil sie ferner keinen Sinn in sich selber trägt, sondern sich den Experimenten der wechselnden Stimmung hingibt. Reizbare Gemüther können auch gegen einen Grashalm zärtlich sein, nur nicht gegen unzärtliche Menschen. Mit der Natur kann man spielen, wie mit den Kindern, dieses letzte reelle Nachbild der Unschuld, wie sie in dem Paradiese gewesen war, bevor Eva in den Apfel biß.

Bei diesem Interesse an der Natur und der damit zusammenhängenden Unschuld darf man wohl fragen: wie verhielt sich Chateaubriand zu einem Hof, der unter den Erinnerungen des *Oeil de Boeuf*, der *liaisons dangereuses* und der Crebillonschen Romane groß geworden war? zu einem Hof, dessen ruchlofester Prinz — Karl X., zum Prototyp der Legitimität erhoben war, zusammen mit der heißblutigen Neapolitanerin, der Mutter des gottgesandten Knaben, dessen Wiege Chateaubriand mit heiligem Wasser aus dem Jordan benetzte?

Die Frechheit, mit welcher der Dichter der *Lucinde* und seine Anhänger jeden excentrischen Ausbruch eines genialen Gemüths für Natur, und daher für Unschuld ausgaben, konnten die Franzosen nicht nachahmen. Eine solche Art reflectirter Frechheit verstieß gegen den guten Ton. Chateaubriand kam es zu Statten, daß er Katholik war. Die Kirche hat einen weiten Liebesmantel für menschliche Schwächen, sie absolvirt und macht das Geschehene ungeschehen. Chateaubriand ignoirte, was nicht zu loben war, er war der Anwalt der schönen Sünderin, weil er sein Verhältniß zu ihr symbolisch auffaßte: wie die Kutte den sündhaften Priester, so heiligte ihm die Majestät der Krone und die Majestät des Unglücks den Träger, wie er auch sonst beschaffen sein mochte. Der Deutsche ist darin gewissenhafter, der Franzose geht mit anständigem Abselzucken über Alles hinweg, was nicht mehr zu ändern ist. Er erzählt in seiner Geschichte, was ihm paßt, das Uebrige läßt er gehn; und darin beobachtet er den Anstand weit mehr als der Deutsche, dessen Gründlichkeit oft genug den Anschein von Niederträchtigkeit annimmt, weil er glaubt, rechtfertigen zu müssen, was zu verschweigen er nicht den Muth hat.

Diese Freiheit von allem Gründlichen und Systematischen bewahrte Chateaubriand auch vor den Extravaganzen seiner deutschen Glaubensgenossen von der historisch romantischen Schule. Der Vergleich des Staats mit den Pflanzen und der Glauben an die Naturwüchsigkeit des wahren Staates lag seiner Stellung nahe genug, aber er kam nicht darauf, weil ihm überhaupt an einer dialektischen Begründung seiner Einfälle nicht gelegen war. Auch hat er nicht, wie Adam Müller, sonst sein politischer Zwillingbruder, die „Kindlichkeit“ geradezu zum

Maßstab des echten Historikers und Politikers gemacht. Wie sehr er auch mit dem Ursprünglichen und Naiven kokettirte, der Glanz und die Etikette ging ihm doch darüber. Die Natur in der stattlichen Fülle des Urwaldes, der Staat in der Majestät Ludwigs XIV. und des Kaisers, die Religion in aller Salbung des Mittelalters, das waren seine Ideale.

Die Aristokratie hatte wohl mit der Aufklärung gespielt, um sich durch sie frei zu machen von dem Glaubensdruck, der auf dem „Pöbel“ lastete, aber der eigentlich aufgeklärte Stand war die Bourgeoise. Der bürgerliche Beigeschmack des aufgeklärten Wesens war es vorzugsweise, der sie der neuen Aristokratie der Geistreichen verleidete. In Frankreich hatte sich der Rationalismus unter dem Directorium zu einer Art von Kirche herausgebildet, den sogenannten Theophilanthropen la Reveillere's; man versuchte schon damals in Paris, was in unsern Tagen die Lichtfreunde unternahmen: einen Cultus ohne die Idee des Opfers, einen Glauben ohne supranaturalistische Färbung. Wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die neue Kirche ging an ihrer Langweiligkeit unter. Sich erbauen zu lassen von Leuten, die nichts anders sind als das Publikum, ohne Inspiration, ohne Weihe, das geht auf die Länge nicht. Das Christenthum wurde wieder Modesache, wie der Decade dem Dimanche weichen mußte. Eben damals nahm sich Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ der alten legitimen Religionen ohne Unterschied gegen die abgeblähten Figuren des bloß aufgeklärten Glaubens an. Schleiermacher war Protestant und hatte den Muth, die ganze Religion aus einem Bedürfnis der geistreichen und sinnigen Individualität herzuleiten; er wies nach, daß religiöse Gefühle dem feinen Geist wohl anstehen, da sie ihm vor den Pöbel auszeichnen und daß man sich übrigens ihnen überlassen könne ohne die Abhängigkeit von dem Glauben an irgend einen Gott, denn die Götter seien ja doch nichts als Phantastegemälde eines glaubensbedürftigen Herzens und der geistreiche Mann genieße das doppelte Gefühl der süßen Abhängigkeit und der Freiheit, denn er wisse, daß die Gegenstände seiner Verehrung aus seinem Atelier herkämen, was der ungebildete Götzendiener nicht wisse. Eine solche Kühnheit konnte dem Katholiken nicht zugemüthet werden. Er ging nicht von dem Recht der Subjectivität, sondern von dem historisch Gegebenen aus, von der Jungfrau Maria, den Heiligen, den Feierlichkeiten des Cultus u. s. w., und wies nach, daß darin dem ästhetischen Sinn und der Phantasie Alles geboten wäre, was man irgend wünschen könne. Er gehörte zur Partei: Parceque, der Protestant zu Quoque; er rechtfertigte den historischen Glauben aus subjectiven Gründen, aber er nahm ihn aus der Historie. Seine Rechtfertigung sprach mit naiver Unbefangenheit aus, was die alten katholischen Poeten — Calderon u. s. w. — ohne Bewußtsein dargestellt hatten; seine Religion blieb eine phantastische, sie hatte mit einer innern Zerknirschung, mit einem Bruch des Gemüths nichts zu thun. Die katholische Romantik ist so wenig pietistisch wie die katholische Kirche

selbst und die katholische Kezerei, sie geht nicht aus der Angst des Herzens und des Gewissens hervor; sie entspringt aus der träumerischen Bequemlichkeit eines an Autorität gewöhnten Geistes, der lieber bei seinen Illusionen bleibt, als sich der Mühe der eigenen Production zu unterziehen.

Dieselbe phantastische Verklärung, die weiter nichts ist, als der Dämmer des Unbekannten, Fremden, Ahnungsvollen, ergoß sich in der Ansicht der neuen Romantik über alle Theile der Geschichte. Während der rationalistische Pragmatismus alle unklaren Phasen der Geschichte möglichst ignorierte, suchte die Romantik die „Nachtseite“ der Geschichtswissenschaft mit besonderer Vorliebe hervor, um ihr Ahnungsvermögen zu stärken. Sie bewegt sich an der Quelle des Mississippi, des Nil, des Jordan, wenn sie als Ausbeute auch nur einige Steinchen, einiges todte Wasser und einiges Schilf mitbringt. Sie verweilt auf den Ruinen von Rom und gräbt in den Katakomben nach Märtyrergebeinen, weil sie in dieser Weise die Idee des poetischen Kosmopolitismus — der Kaiserstadt und des Stuhles Petri — rein erhält, ohne die realistische Beimischung des Forums, der Gerichts- und Volksversammlungen. Sie sieht mit Vorliebe auf die Blüthe des Mittelalters, die Kreuzfahrten, das Ritterthum und den Adel, und es ist nicht ohne Bedeutung für ihre reflectirte Auffassung des Feudalwesens, daß der aristokratische Champion der Legitimität, Vicomte v. Chateaubriand, eigentlich nichts anders war, als Monsieur Lepretre, der Sohn des reichen Stockfischhändlers von St. Malo. So wie die Protestanten eigentlich den Tiefstimm der katholischen Kirche entdeckt haben, so die Bürgerlichen die Bedeutung der Adelsinstitution. Burke, der Bourgeois, mußte den whiggistischen Herzog v. Northumberland erst von seiner eigenen Würde als Edelmann unterrichten, Adam Müller, der Verehrer der Stammbäume, erhielt erst nachträglich die drei verhängnißvollen Buchstaben zum Geschenk; der spätere D'Israeli mußte sich auf die zweideutige Genealogie des Stammes Isaschar beziehen. Ueber das Mittelalter trat eigentlich in der Anschauung des romantischen Historikers das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. hervor; hier war Adel, Hof, Bildung, Ritterlichkeit, Gloire in besserer Harmonie, als in den wüsten Steppen der Völkerwanderung. Die Vorliebe für den gottgesandten Kaiser vertrug sich daher ganz wohl mit der legitimen Verehrung vor der angestammten, ebenfalls von Gott eingesetzten Dynastie, und die Wiege des Königs von Rom weckte eben so sinnige Betrachtungen als die des jungen Heinrich, obgleich nur der Taufe des letzten das Wasser aus dem Jordan zu Gute kam. Nur wo die Politik ungemüthlich wurde, mochte Chateaubriand nichts weiter damit zu thun haben; mit der Hinrichtung des Herzogs von Gughien verließ er Napoleons Dienst. —

Mit all diesen historischen Rückfällen vermischte sich noch die Romantik der Freiheit, Reminiscenzen aus der Erstürmung der Bastille und Anklänge aus dem *Ca ira*. Ein aristokratisches Wohlgefallen, wie es Lord Byron an den Keph-

ten der griechischen Berge fand; wie es moderne Poeten den Chevaleresken Polen und Italienern zu Theil werden lassen. Aber Chateaubriand war nicht blos Poet, er war auch Diplomat, seinen geistigen Anlagen wie seiner Stellung nach; er machte die Congresse mit und beschrieb sie, nicht getragen von einer großen Idee, einem bedeutenden Zweck, sondern mit der Freude an der Virtuosität eines feinen Geistes und den Intriguen. Ein geistreicher Mann, der seine Principien aus der wechselnden Stimmung nimmt, wird sich gern etwas darauf zu Gute thun, mit den Feinsten und Schlauesten zu wetteifern und sie zu durchschauen.

Da seine Politik in der Reflexion entsprang, vertrugen sich all diese Widersprüche in ihr. Seine Consequenzen waren nur scheinbar. Wahr ist es, er hat mit der Julirevolution nicht transigirt, er ist der alten Dynastie „treu geblieben,“ er hat Louis Philipp nicht Treue geschworen und darum konnte das Juste-Milieu seine Wallfahrt nach Belgrave Square nicht „brandmarken“, wie die der übrigen Legitimisten. Aber diese Treue war romantisch und impotent und die Männer der dynastischen Opposition wie Thiers und seine Freunde, welche das *Fait accompli* der Republik anerkannt haben, ohne ihre Principien aufzugeben, die im Gegentheil das was sie für Recht und zweckmäßig halten, in der neuen Staatsform mit derselben Energie verfechten, wie unter dem Königthum, sind bessere Politiker und haben ein festeres Princip, als die Legitimisten, deren Beständigkeit sich lediglich an die Romantik eines Namens heftet. Freilich ist Chateaubriand in allen Veränderungen der Zeit derselbe geblieben — als Emigrant, als belletristischer Bereshrer des Kaiserreichs, als Minister, als Führer der ultraroyalistischen Opposition, als Liberaler, als Legitimist, als Diplomat und als Historiker; d. h. immer derselbe weiche, feine, empfängliche und unproductive Reflexionsmensch, nicht der *justus ac tenax propositi*, den der Einsturz der Welt zwar erschlägt, aber ohne seinen Charakter zu ändern. Wenn er die liberale Ansicht, die er 1797 in seinen *Essays* ausgedrückt hatte, in der Ausgabe von 1814: *Un ouvrage neuf avec une foi antique*, beinahe in das Gegentheil modificirte — eine Umwandlung, die beiläufig Herr von Genz ungefähr in der nämlichen Zeit mit sich vornahm — so ist das kein Abfall, sondern nur ein weiteres Ausspinnen der alten Unklarheit und Unbestimmtheit, die das Wesen seines Geistes ausmacht. So kommt es, daß er trotz der Uneigennützigkeit, die er — freilich mit etwas dramatischem Relief — in der Julirevolution entwickelte, doch kein politischer Charakter, trotz seiner Feinheit kein Staatsmann und kein Historiker, trotz seiner Phantasie kein Dichter genannt werden kann.

Die spätern Zeiten haben der Romantik Frankreichs eine neue Wendung gegeben. Die deutsche Literatur, zuerst durch Frau v. Staël eingeführt, die neben Chateaubriand wohl die bedeutendste Stellung in dieser Uebergangs-Epoche einnimmt, hat sich seitdem in alle Kreise verbreitet, und dieses Wühlen in der Inner-

lichkeit des Charakters, mit dem die Deutschen sich seit alten Zeiten gequält haben, spielt nun in dem französischen Romane eine Hauptrolle. Immer war es Chateaubriand, der die Bahn gebrochen hat von der Convenienz der alten Kälte und Glätte zu der neuen Convenienz der Salbung und Innigkeit. Unter den modernen Schriftstellern haben Lamartine, Capefigue und Lamenaïs, so verschieden sie unter sich sind, Chateaubriand's Wesen am meisten in sich aufgenommen. Die Verwandtschaft mit Lamartine ist schlagend; sie verdient aber eine eigene Betrachtung. Mit Victor Hugo trat die französische Romantik in ihre zweite Phase; sie begann nun, gleichzeitig mit Heine, in dem sogenannten Schmutz des Lebens, in Verbrechern und Narren, die ursprüngliche Poesie und Berechtigung aufzusuchen. Immer war es der heimliche Gedanke des absoluten Ideals, das der geschichtlichen Entwicklung gegenübergestellt — wie Rudolph in den Mysterien, Martin, Monte Christo 2c. — von dem Glanz seiner eigenen Erscheinung das eigenthümliche Schlaglicht in jene dunkeln Regionen warf. Immer steht bei dem katholischen Dasein der Himmel in seiner Reinheit der Erde gegenüber, wo sie ihn auch suchen mögen; im Urwald von Amerika, in der Südsee, im verloren gegangenen Urstaat oder in den Heimlichkeiten des Gemüths; sie machen nicht Ernst mit dem Glauben an die Wirklichkeit; auch wenn sie die Realität fassen und plastisch zu schildern suchen, stellte sie nur den Gegensatz ihres Glaubens oder den Inhalt ihres Unglaubens dar. Der Inhalt ihres ethischen Bewußtseins steht unantastbar fest, in den liaisons dangereuses wie in Eugen Sue, in Paul de Kock und Voltaire wie in Chateaubriand und Rousseau. Darum hat der Franzose keine Spur von Humor und auch in diesem Sinne ist Chateaubriand ein Bild der modernen französischen Literatur.

J. S.